



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Verschollen.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Also dann zeigen Sie uns die Stelle, wo Sie den Ring angeblich gefunden haben!“ gebot der Oberst nach kurzem Besinnen.

Charles schritt voran; der Weg führte nach dem Hofe, der das Schloß von dem Garten trennte und der die Ställe und einige Wirtschaftsgebäude enthielt. Etwa zehn Schritte ab von der Mauer der Rückseite des Schlosses bezeichnete er die Stelle, wo er den Ring zufällig auf den Steinen liegen gesehen haben wollte.

Der Oberst blickte zu den Fenstern hinauf. Im Parterre befand sich ein Rauchzimmer und ein Empfangszimmer über jener Stelle und im oberen Stockwerk waren es die Fenster der Schlafzimmer Marions und der Mademoiselle Kaltthauer, die hier auf den Hof hinausgingen. Oberst de St. Aulaire schüttelte mit dem Kopf. Die Angabe des Reitknechts war so unglaublich, daß Ungläubigkeit und Aerger wieder in ihm vorherrschten.

„Sie sollten mir doch nicht mit so dummen Ausreden kommen,“ herrschte er ihn an.

Der Bursche zuckte wieder mit seiner Miene des schuldlos Beleidigten die Achseln.

„Ich kann nur sagen, wie es sich verhält,“ erwiderte er. „Wo sollte ich denn den Ring sonst herhaben?“

Der Oberst sah den vor ihm Stehenden eine Weile stumm, durchdringend in die Augen, dann machte er eine Bewegung und schien das, was in ihm gährte und an die Oberfläche wollte, mit energischer Anstrengung zurückzudrängen.

„Also Sie haben ihn gefunden,“ sagte er. „Wissen Sie denn nicht, daß man einen Fund nicht behalten darf? Warum haben Sie denn den Ring nicht abgeliefert und sich erkundigt, wer ihn verloren hat?“

„Das war ja meine Absicht und ich habe ihn der Claire, dem Hausmädchen, gezeigt. Aber sie hat mir gesagt, daß der Ring weder dem gnädigen Fräulein noch Mademoiselle Kaltthauer gehöre und dann hat sie mich auf die Buchstaben aufmerksam gemacht, die in dem Ring eingraviert sind und wir haben beide überlegt, was das heißen sollte. Claire kam zuerst darauf, daß die Buchstaben v. W. wahrscheinlich den Namen „von Wallberg“ bezeichnen sollten. Und da doch der deutsche Offizier tot sein soll, so habe ich mir gedacht —“

„Das ist eine bequeme, aber ganz und gar unangebrachte Ausrede,“ unterbrach der Oberst. „Uebrigens konnten Sie kaum annehmen, daß der Ring hier monatelang unbemerkt liegen geblieben wäre. Vielmehr konnten Sie in diesem Herrn hier — er deutete auf den neben ihm stehenden Deutschen — „den Verlierer vermuten, abgesehen davon, daß Sie auch im andern Fall verpflichtet gewesen wären, das Fundstück dem Bruder des Vermissten auszuhandigen.“

Da lief ein Jude starren Troges und dumpfen Hasses über die Züge des Burschen und er stieß rauh heraus: „Die Deutschen haben uns soviel gestohlen, daß mir gar nicht einfiel, das lumpige Ding da einem deutschen Räuber und Mordbrenner zurückzugeben.“

Wieder machte der Oberst de St. Aulaire eine zornige Bewegung nach dem frechen Burschen hin.

„Was fällt Ihnen ein! Sie haben dem Herrn hier, der mein Gast ist, denselben Respekt zu erweisen wie mir. Wie können Sie sich unterstehen, die politischen Ereignisse mit Ihrem im besten Fall gemeinen Diebstahl in Beziehung zu bringen!“



Die Feldpost in den Vogesen.

In dem steilen Gelände der Vogesen wird die Feldpost vielfach auf Eseln befördert, da diese sich den Schwierigkeiten des Geländes besser anzupassen vermögen als Pferde.

Der Oberst winkte die beiden Leute heran, die an den offenen Stalltüren standen und neugierig herüber schauten. „Bringt den Burschen in seine Kammer und bewacht ihn, bis ich die Polizei benachrichtigt haben werde. Er ist ein Dieb, wenn nicht noch Schlimmeres.“

Der Reitknecht wollte sich gegen den Befehl auflehnen,

„Ach Papa!“ — „Nun, was ist?“
„Der Ring —“ sie stotzte wiederholt und zwang sich das Gesändnis förmlich ab — „Charles hat Dir die — die Wahrheit gesagt. Er hat ihn wirklich — allem Anschein nach — gefunden.“

Janni Kalthäuser bekräftigte die Mitteilung mit einem entschiedenen Kopfnicken.

„Es ist kein Zweifel; er hat ihn nicht gestohlen, sondern gefunden.“

„Aber woher — woher könnt ihr wissen —?“ fragte Oberst de St. Aulaire stirnrunzelnd, mit ernst, forschenden Blicken von einer zur anderen schauend.

„Der Ring gehört ihr — Marion,“ erklärte Janni Kalthäuser. „Seit acht Tagen vermißt sie ihn. Sie trug ihn an einer Schnur um den Hals. Die Schnur hat sich wohl gelöst, ohne daß sie es bemerkt hat. Der Ring ist wahrscheinlich in Marions Bluse hängen geblieben und das Hausmädchen mag die Bluse am Fenster ausgeschüttelt haben und dabei ist der Ring wohl, ohne daß sie es merkte, zum Fenster hinausgeschlagen.“

„Aber wie kommt Du zu dem Ring, Marion?“ fragte der Oberst und neigte sich auf seinem Sessel seiner Tochter entgegen, während eine Ahnung in ihm aufstieg und ihm das Blut heiß zum Kopfe trieb.

Marion gab keine Antwort, sondern schlug stöhnend ihre Hände vor das Gesicht. An ihrer Stelle erwiderte darauf die Gesell-

schafterin: „Das hängt mit dem zusammen, Herr Oberst, was wir Ihnen mitzuteilen uns nach langen Seelenkämpfen entschlossen haben. Den Ring hat Marion von Leutnant de Wallberg als Geschenk erhalten.“

Oberst de St. Aulaire machte eine heftige Bewegung,



Zu den Kämpfen in Südtirol: Tiroler Landesjäger besteigen die Gletscher.

Phot. M. G.

aber die beiden Knechte, die den hämischen, handelslüchtigen und prahlerischen Burschen nicht leiden mochten, packten ihn kräftig an beiden Armen und führten ihn ab. — — —

Als der Oberst de St. Aulaire sein Zimmer betrat, um einen eiligen Bericht an die Behörde zu verfassen, kamen ihm seine Tochter und Janni Kalthäuser entgegen. Wäre er nicht mit sich selbst so sehr beschäftigt gewesen, so wäre ihm sicherlich das seltene, befangene und heimlich erregte Wesen aufgefallen, das beide Damen in Aussehen und Haltung an den Tag legten. So gönnte er ihnen nur einen zerstreuten Blick und schritt geradenwegs auf seinen Schreibtisch zu.

„Papa!“ sagte Marion zaghaft. Er drehte sich nach ihr um.

„Hast Du mir etwas zu sagen, Kind?“

Die Gefragte atmete schwer und sah bittend auf ihre Begleiterin. „Wir haben Ihnen eine Mitteilung zu machen,“ nahm diese das Wort, „die wir Ihnen und — anderen längst schuldig gewesen sind.“

Der Oberst sah die Sprechende überrascht, aber mit seinen Gedanken noch halb abwesend, an.

„Ich stehe Ihnen gleich zur Verfügung,“ erwiderte er höflich. „Ich will nur schnell —“

Während er die Feder ergriff, berichtete er mit hastigen Worten über das Geschehene.

„Es ist kein Zweifel,“ schloß er, „der Bursche hat den Ring gestohlen, wenn er nicht sogar —“

Aber eine überraschende Handlung Marions ließ den Sprechenden plötzlich verstummen. Das junge Mädchen sank blaß auf einen nahen Fauteuil nieder und erhob bittend und angstvoll ihre ineinander geschlungenen Hände gegen den sie erstaunt Beobachtenden.



Zu den Kämpfen in den Vogesen: Einladen von Geschützen auf die Feldbahn, die die Munition in die vordersten Stellungen bringt.

Phot. Gbert.

als wenn er aufspringen wollte, aber ein Blick auf seine Tochter, die wie ein Bild des Grams und des Herzeleid's da saß und leise in ihre Hände hineinweinte, bewirkte, daß er wieder stumm in seinen Sessel zurücksank und wie angstvoll auf die Tochter blickte.

„Erzählen Sie!“ gebot er nach einer Weile mit einer Stimme, die heiser, wie verhalten klang.

„Sie wissen, Herr Oberst,“ begann Fanny Kalthauer, „daß Monsieur de Wallberg und sein Regimentskommandeur vierzehn Tage lang in Schloß St. Rémy einquartiert waren. Wir sahen die Herren nur an der Mittags- und Abendtafel. Aber ich gestehe, daß sie uns beide, besonders der Jüngere, viel beschäftigten. Oft standen wir hinter der Gardine am Fenster und beobachteten Leutnant v. Wallberg, wie er mit den Reuten verkehrte. Unsere Mägde erzählten uns, wie alle seine Soldaten für ihn begeistert waren, ihn liebten und verehrten. Verschiedene Geschichten, die seine Hochherzigkeit, seinen Edelmut und sein warmes, mitfühlendes Herz bewiesen, das in den Dorfbewohnern keine Feinde, sondern nur Mitmenschen sah, wurden uns zugetragen. Ich habe Ihnen bereits einiges davon mitgeteilt. Auch von seiner Tapferkeit und Todesverachtung wurde uns bewundernswertes, fast unglaubliches erzählt. Dazu seine bezaubernde äußere Erscheinung, sein anziehendes, sympathisches Wesen. Kein Wunder, daß er uns wie einer der antiken Helden erschien, wie ein Antinous, wie ein Achill. Kein Wunder, daß sich in Marion ganz im geheimen erst Bewunderung und dann eine innige Neigung bildete.“

Der Oberst hatte im nervösen Spiel seiner Hände einen Briefbeschwerer ergriffen; jetzt ließ er ihn mit heftigem Ruck auf die Schreibplatte niedersinken. Sein Nationalstolz, die Erinnerung an die überstandenen Kämpfe und Leiden, das Bewußtsein der Demütigung seines Vaterlandes durch die deutschen Eroberer bäumten sich gegen den Gedanken auf, daß sein Kind einem deutschen Soldaten sein Herz geschenkt haben sollte.

„Sie hätte bedenken sollen,“ stieß er erregt hervor, „daß sie eine Französin und er ein Feind unsrer Nation war!“

Um die Lippen der Gesellschafterin zuckte ein wehmütiges, überlegenes Lächeln.

„Ach, Herr Oberst, was fragt solch ein ideales Schwärmen des Mädchenherz nach Politik und Nationalität! Wir lieben doch nicht und hassen doch nicht, weil einer ein Franzose oder ein Deutscher, ein Katholik oder ein Protestant ist. Wir lieben, weil wir das Menschliche in einem Manne bewundern, weil er schön und männlich, weil er edel und hochherzig ist. Wie richtig ist doch, was Sardou in seinem Drama „Vaterland“ seine Heldin in einer ähnlichen Situation sagen läßt: „Ich bin ein Weib, mein Vaterland heißt Siebel!“

„Er hat ihr natürlich angelegentlich den Hof gemacht und sie hat sich betören lassen!“ äußerte Herr de St. Aulaire in bitterem Tone und mit einem vorwurfsvollen Blick nach seiner Tochter hin.

„Nein, Herr Oberst. Er ist nie aus seiner bescheidenen Zurückhaltung herausgetreten und sie hatte nicht die geringste Ahnung, daß er ihre heimliche Liebe heiß und leidenschaftlich erwiderte. Bis zum letzten Augenblick hat er seine Empfindungen sorgfältig vor ihr verborgen.“

„Bis zum letzten Augenblick?“

„Ja, Herr Oberst. Es war am Tage des Abmarsches des Regiments. Der Regimentskommandeur hatte sich bei uns bereits verabschiedet, da trat Leutnant de Wallberg in den Salon, um uns Lebewohl zu sagen. Er drückte uns seinen Dank aus für die gute Aufnahme und sagte uns beiden ein paar warme, herzliche Worte, ohne jedoch Marion auch nur mit einer Silbe anzudeuten, wie leidenschaftlich er innerlich bewegt war und eine wie große Willensanstrengung es ihn kostete, die an die Oberfläche drängenden Gefühle in sich zu verschließen. Er hatte uns schon die Hand zum Abschied geküßt und war schon nahe an der Tür, als Marion, die ihren Schmerz bisher mit Mühe beherrscht hatte, laut aufschluchzte. Da war es mit der Selbstbeherrschung des jungen Offiziers vorbei. Er eilte zu ihr zurück und zog sie in seine Arme und lachend und weinend hing sie an seinem Halse.“

Oberst de St. Aulaire sprang auf seine Füße und schritt lebhaft auf und ab mit gesenktem Kopfe, während seine Zähne heftig an der Unterlippe nagten. Einmal schien es, als ob er vor seiner Tochter Halt machen wollte, aber er besann sich wieder und blieb bei der Gesellschafterin stehen.

„Und Sie?“ schalt er grimmig. „Sie traten nicht dazwischen? Sie sahen das ruhig mit an?“

Ein wehmütiges Lächeln flog über die gutmütigen, bleichen Züge des alten Fräuleins.

„Ach, Herr Oberst, ich glaube nicht, daß Sie anders gehandelt hätten. Mein Herz war ganz bei den Liebenden. Sie hätten Sie nur sehen sollen! Ein wie schönes Paar sie ab-

gaben und wie glücklich sie waren! Es waren ihnen ja nur wenige Minuten vergönnt. Draußen traten die Soldaten schon zusammen und der Herr Oberst stieg schon zu Pferde. Sie hatten gerade noch Zeit, sich ewige Liebe und Treue zu geloben — die Armen! Dann steckte er ihr den Ring zum Zeichen des Verlobnisses an den Finger und sie gab ihm das Medaillon, das sie von ihrer Mutter hatte. Ich hatte schon eine Photographie von ihr hervorgehoben und den Kopf aus-
geschnitten, den wir eiligst in das Medaillon steckten, dann noch eine letzte Umarmung und er stürmte davon.“

„Und dann — am siebzehnten Januar war er noch einmal hier?“

„Ja, Herr Oberst. Wir hatten tagtäglich auf seinen Besuch oder auf eine Nachricht gewartet. Am Abend des siebzehnten Januar sprühte plötzlich ein schwacher Niesregen an das Fenster des Wohnzimmers. Wir ahnten sofort, wer das war.“

Ich eilte hinaus. Verzeihung, Fräulein Kalthauer! rief jemand auf deutsch, habe ich Sie erschreckt? Aber ich lachte. Kommen Sie nur, Herr von Wallberg! Marion hat Sie längst erwartet. Ich führte ihn hinein; er blieb eine Stunde — es können auch anderthalb gewesen sein. Das Glück der Weiden zu sehen, Herr Oberst, es war unbeschreiblich! Ich werde es nie vergessen und nie bereuen. Ab und zu ließ ich natürlich die Liebenden ein paar Minuten allein. Sie werden mir deshalb nicht zürnen, Herr Oberst.“

Herr de St. Aulaire ließ ein paar unbestimmte Laute hören, bei denen man nicht unterscheiden konnte, ob sie eine Zustimmung oder eine Mißbilligung ausdrücken sollten.

„Und dann?“ fragte er nach einer Weile in einem Tone, den doch deutlich erkennbar die Nöhrung durchzitterte.

„Dann geleiteten wir ihn durch den Park bis zur Parkmauer. Auf demselben Wege war er gekommen und an einem Baum im Walde hatte er sein Pferd angebunden.“

„Und Sie haben nicht bemerkt, daß irgendjemand im Schloß seine Anwesenheit wahrgenommen hatte, daß ihm irgendwer gefolgt war?“

„Nein, Herr Oberst. Freilich, wir waren wohl alle drei schlechte Beobachter.“

„Das glaube ich,“ brummte Herr de St. Aulaire. Nach einer Weile fragte er: „Sie haben auch sonst nichts Verdächtiges, keinen Schuß gehört?“

„Nein, Herr Oberst. Herr von Wallberg rief uns noch einmal von der Mauer ein Abschiedswort zu, dann hörten wir, wie er hinabsprang und rasch davonlief. Auch wir kehrten eilig ins Schloß zurück.“

Der Oberst drehte sich zu seiner Tochter herum, die immer noch ihr Gesicht in den Händen verhüllt hielt. Ueber seine Züge breitete sich ein warmer, milder Schein und in seinen Mienen zuckten Mitleid und Liebe. Ueber seine Lippen kam ein leises Flüstern: „Arme Marion! Armer junger Mann!“

Da sprang die Weinende empor und warf sich mit einem Aufschrei des Schmerzes und des Dankes in die sich ihr entgegenbreitenden Arme ihres Vaters.

Oberst de St. Aulaire entließ den Reitknecht Charles noch an demselben Tage. Ihn weiter zu verfolgen, gab er infolge der Mitteilungen Marion's und Fanny Kalthauer auf. Sehr befremdet fühlten sich der Schloßherr von St. Rémy und sein Sohn, als sie ein paar Tage später hörten, daß Charles Aufnahme bei dem Vicomte de Valin gefunden hatte. Das sah fast wie eine feindselige Handlung aus. Dazu kam, daß der Vicomte, der sonst fast täglich zu Besuch kam, sich schon seit einer Woche nicht mehr in St. Rémy hatte sehen lassen. Gaston entschloß sich, seinen Nachbar, mit dem er seit frühester Jugend befreundet war, aufzusuchen und zur Rede zu stellen. Er ging in später Nachmittagsstunde zu Fuß nach Valincourt hinüber, fand aber den Gutsherrn nicht vor. Madame Bazin, die Hausverwalterin, berichtete, daß der Herr vor einer Stunde sich verabschiedet und gesagt habe, er werde zum Abendbrot zurück sein.

Ob sie nicht wisse, wohin der Herr gegangen sei? Nein! Aber vielleicht könne einer der Stallknechte Auskunft geben. Gaston suchte also den Pferdehelfer auf. Ein Bursche erzählte, daß der Herr in Begleitung des neuen Dieners Charles zu Fuß in der Richtung des Schlosses St. Rémy aufgebrochen sei. Auf die Jagd könne er nicht gegangen sein, denn eine Jagdsfinte habe er nicht mitgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Ernte 1915 in Ostpreußen.

Von Robert Kurpiun.

(Nachdruck verboten.)

Wieder klingt die Sense, wieder rauscht das Korn in den Tälern und Hügeln Ostpreußens. Und aus Klingen und Rauschen steigt und strafft sich die Zuersticht: wir werden Brot haben trotz allem, trotzdem es auch eine zeitlang schien, als habe selbst der Himmel mit seinem besuchenden Tau sich auf die Seite der Feinde geschlagen. Das ist nun vorbei. Wir werden Brot haben auch auf den zerstampften Fluren Ostpreußens.

Und doch! Wie anders als früher tritt uns das Werben um die Ernte in diesem Jahr entgegen! Ein harter, scharfer Ton drängt aus der heißen Arbeit. Die Sichel klingt nicht, sie gleißt und schneidet nur wie draußen im Feld die des großen Schnitters. Wo sind die Vieder hin, wenn wie einst froh nach getaner Arbeit die Burschen und Mädchen singend den Main hinab heimwärts schritten? Dann warf wohl die Abendsonne die Goldfülle ihrer Strahlen auf die braunverbrannten Bronzegeichter, und die sonnenverbrannten Arme und Rachen der Schnitter und Schnitterinnen wiegten sich im Rhythmus des Liedes. Heute scheint selbst die Sonne unfroh, fast kalt, und die Vieder sind verstummt. Die Burschen, die sie sangen, stürmen mit gespannter Büchse über das Blachfeld oder schlafen längst auf den Fluren von Tannenberg, zwischen den Seen Masurens, vor Warschau oder Zwangorod. Da wurde noch reichere Ernte gehalten.

Ein straffes Weib, ein flachblonder Junge, kaum der Schule entwachsen, aber sehnig und schlank wie die Weide am Bach, führen heute den Sensenreigen. Zwei halbwüchsige Dirnen hinterher binden flink die Garben. Der zahnlöse Großvater hat seinen Sorgenstuhl neben dem großen Ofen verlassen und müht sich, die großen Garben zusammenzustellen. Er murren nicht. Denn er weiß, daß es bitter nötig ist, hier und draußen im Feld. So nötig, wie damals vor 45 Jahren, als er dem roten Prinzen vor Mey und an der Voire den alten Feind zu Boden werfen half. Und heute geht's um mehr.

Mutter und Sohn haben ihren Schwad zu Ende gemäht und die Sensen zu neuem Schnitt geschärft.

„Mutter, wann kann ich gehn?“ Die bligenden Augen des Knaben hängen fragend an der Mutter Mund.

„Wart' noch! Bist zu jung!“

„Der Fritz und Karl Steintwender sind auch gegangen.“ Um die Lippen des Burschen zuckt verhaltener Trost.

„Ist's nicht genug, daß der Vater und die vier Brüder gegangen sind? Und zwei kommen schon nicht wieder. Und die andern? — Wenigstens einen will ich behalten.“ Boll Sorge umklammert das Augen der Mutter ihren Jüngsten. — Ernte — Ernte!

Auf der Bahnstrecke dicht nebenan donnert leuchtend ein langer Zug heran, die Wagen mit Grün geschmückt, als ging's zur Hochzeit. Die Fenster sind dicht mit Feldgrauen besetzt, die winken und singen, rufen Hurra und werfen den aufhorchenden Mädchen Scherzworte und Kuchhände herüber. Die Dirnen lichern, ergreifen die weißen Kopftücher und schwenken sie den Soldaten zu. Ob ihre Brüder, ihre Liebsten nicht auch dabei sind? Mutter und Sohn haben die Sensen hingestellt und schauen dem Zuge nach.

„Ist heute schon der siebente,“ ruft erregt der Junge, stößt mit großen Augen die Mutter an, wirft die Sense zu Boden, hebt beide Hände an den Mund und schickt einen gellenden Ruf dem Soldatenzuge nach, der im nahen Walde verschwindet.

„Was der Hindenburg bloß wieder vorhat?“ meint die Frau.

„Mutter, ich geh mit!“ Der Junge ist herangesprungen, hat die freie Rechte der Mutter ergriffen, hält sie wie mit Zangen und will sie nicht loslassen. Eine Feuerflut strömt zum Herzen des Weibes. Sie ist ja so stolz, so unbändig stolz auf ihre Männer im Felde draußen. Und wenn auch schon zwei, die sie gebär, den Zoll des Todes zahlen mußten — es ist ja Ernte, reiche Ernte — und sie muß eingebracht werden, wenn nicht alles verderben, vergehen soll.

Und nun ihr Jüngster. Wenn er anders wäre als er ist, anders als seine hellen Kinderaugen es unbarmherzig fordern, sie würde sich seiner schämen. Es lebt etwas in ihr von jenen altgermanischen Heldenweibern, die hinter der Schlachtfrent der Männer Streitgäbe schärften und selbst damit in den Kampf sprangen, wenn die Not diesen Augenblick gebär.

„Hilf mir nur noch das Korn einbringen; dann geh mit Gott, mein Jung!“

Der Knabe jauchzt auf und fällt der Mutter um den Hals. Dann ergreift er die Sense und mäht einen Schwad von doppelter Breite, daß seine Muskeln sich zum Berspringen straffen und der Schweiß in Wächlein von seiner Stirne rinnt. Er darf gehen!

Ein surrendes Geräusch in der Luft läßt die Schnitter aufhören. „Ein Flieger, ein Flieger!“ Hoch oben durch den stahlblauen Aether zieht er stolz seine Bahn, einem gewaltigen Raubvogel gleich, mit weit ausladenden Flügeln majestätisch dahingleitend, jeden Augenblick bereit, sich auf alles Feindliche zu stürzen, was tief unten krecht und flucht.

„Mutter, ich geh' zu den Fliegern!“

Sie schaut ihren Jungen an und versteht ihn. Fliegen, der Sonne zufliegen, was gäbe es Veranschaulichendes für die Jugend, für einen rechten Jungen! Hinein in das Unbegrenzte, Uferlose! Da spannt die Phantasie ihre Schwingen gleich dem stolzen Vogel, und ihre Welt ist das unendliche blaue Meer droben, vom Sonnengold durchflutet, von Stürmen durchbrandet. Was bedeutet heute noch der Wallensteinische Reiter, der „von seinem Tier“ auf die Kläglichkeit der Masse unter sich herablächelt? Heute jagt unsere Jugend mit den Wolken durch die Lüfte und gleitet gespenstisch durch die Urgründe des Meeres.

„Geh nur, geh, mein Jung! Ist ja Deine Welt!“

Sie mähen weiter. Die Halme rauschen, wanken und fallen. Da hält das Weib plötzlich inne. Mitten im Korn ein flacher Hügel, ein paar Halme und Feldblumen darauf, ein schmutzloses Holzkreuz aus Ristenbrettern mit verwischener Inschrift. Der eine der beiden Vallen ist schräg gegen die andern geneigt, obendrauf die zerklüftene Pelzmütze eines Kosaken. Ein Russengrab gleich den zahlreichen anderen hier in den Feldern und Wäldern umher.

Jäh quillt es auf in dem Herzen des Weibes. Ihre Hände falten sich nicht zu einem stillen Gebet, obgleich der hier schläft, auch einer Mutter Sohn war, der für sein Land starb. Warum packte eine grenzenlose Erbitterung das Weib? Die unseligen Augusttage des vorigen Jahres sind vor ihren Augen wieder lebendig geworden mit all ihrer zerstörenden Not und Qual. Wie sie in das friedliche Dorf drang, die zuchtlose Horde, zu rauben, zu plündern und zu morden begann, vorgehend, die wenigen der zurückgebliebenen, verängstigten Bewohner hätten auf sie geschossen. Die Frau sieht ihre alte Mutter an den weißen Haaren von den Mördern über den Hof geschleppt werden, damit sie das Versteck ihres Geldes verrate. Sie hörte ihre Tochter in den Armen der Unholde um Hilfe schreien. Sie sieht die übrig gebliebenen Männer des Dorfes zusammengetrieben hinter der Scheune ihr eigenes Grab schaufeln, hört das Kommandowort des feindlichen Offiziers und sieht die Männer zusammenbrechen und in ihr Grab sinken. Da ist es kalt und hart geworden in ihrem Herzen. Die folgenden drei Wochen der feindlichen Herrschaft haben nichts mehr verschlimmern können. Sie waren vorübergegangen wie der Sturm an vergitterten Fenstern.

Dann aber war der Tag der Vergeltung gekommen. Wie ein Sturmwind waren die Hindenburg dahergebraust, alles vor sich niederwerfend. Hei, wie war da die schlotternde Angst jenen am meisten in die Beine gefahren, die am wütesten geschändet hatten. Der hier schlief war einer der Schlimmsten gewesen. Auf seinem schnellen Pferd hatte er sich und seinen Raub in Sicherheit bringen wollen, als er aus ihrem Hofe sprengte, in den er zuletzt noch den Feuerbrand geworfen. Ein deutscher Jäger hinter ihm her. Da hatte sie selbst, das Weib, dem Gaul des Räubers eine Stange zwischen die Beine geworfen, daß es stolperte. Was sicherte es sie, daß die Kugeln sie umpfiffen. Und als die Lanze des Jägers dann den Räuber vor ihren Augen durchbohrte, daß er mit einem Fluch seine Seele aushauchte, da hatte sie eine wilde Freude empfunden.

Dieses Gefühl war auch heute nicht in ihr erloschen, als sie mit der Sense vor dem Grabe stand. Sie brauchte nur nach den Brandruinen ihres Hofes zu schauen, um es von neuem in seiner ganzen Bitterkeit aufsteigen zu lassen. So ging es tausend andern, die gleich ihr jene furchtbaren Tage durchlebt hatten. Was wußte man fern im Reich davon? — Die eigenen Soldaten sagten hernach, die Ostpreußen wären

unfreundlich und hartherzig sogar gegen die eigenen Landsleute gewesen. Ist's nicht zu verstehen? —

Die Schnitter mähen um das Grab herum. Die Salmie darauf berührt ihre Sense nicht. Sie hätten ihr Brot entweiht.

Schwärme von Krähen und Raben durchziehen frägend das Gelände und schwärmen um die Gräber der Gefallenen. Mit der großen Schlacht haben sie sich eingestellt und weichen nicht. Noch mancher Unbestattete liegt wohl in den Wäldern und Brüchen unaufgefunden und stillt ihren Hunger. Auch sie halten gute Ernte dieses Jahr. Sogar Wölfe sollen sich witternd im Winter eingefunden haben.

Quer durch die Erntefelder ziehen Schützengräber mit Unterständen, Drahtverhaue, Bäume und Blockhäuser. Spanische Reiter, die die Wege sperrten, sind beiseite geschoben. Hier ist eine starke deutsche Verteidigungsstellung geschaffen und wird gehalten und verstärkt für alle Fälle.

des Brotes sinnlos vernichtet hatten. Wenn sie davon genug bekommen — es gehört viel dazu, ihren unergründlichen Magen zu füllen — sind sie fleißig bei der Arbeit, denken auch nicht ans Weglaufen. Erhalten sie jedoch nur die vorgeschriebene Menge, so faulenzten sie, stehlen, wo sie können und laufen fort. In der Regel aber kommen sie nicht weit. Sind sie am Abend satt von Arbeit und Brot, so hocken sie zusammen in ihrem Quartier und singen schwermütige Weisen.

Sie können noch singen. Und nebenan starren die Giebel der von ihnen verbrannten Häuser empor. Verfohltes Geäst uralter Bäume reckt klagend seine schwarzen Arme in die Luft. Wann wird es wieder grün werden in diesen Dörfern? Die Gefangenen sagen, sie hätten täglich Instruktion im Verstören feindlichen Gutes erhalten. Darum auch!

Noch darf in den Grenzfleisen nichts endgültig aufgebaut werden. Der Feind könnte wiederkommen; das lastet



Deutsche Dragoner-Patrouille im Hof eines russischen Schlosses vor dem Austritt. Rechts eine mit Beschlagen und Pußen der Pferde beschäftigte Abteilung.

Noch ist der Krieg nicht beendet. Der kluge Mann baut vor. Die russischen Befestigungen gegenüber werden entfernt und eingeebnet. Russische Kriegsgefangene in ihren erdbräunten Kitteln wickeln den Stacheldraht von den Pfählen und zerstören ihr eigenes Werk. Stumpf und gleichgültig starren sie dich an, nur wenige verbissen und höhnisch. Es liegt etwas erbärmlich Knechtisches und Blödes in ihrer Masse. So können wir uns unsere Gefangenen drüben nicht vorstellen.

Eine rote Binde am linken Arm, eine weiße Nummer auf der Brust kennzeichnen sie. Schmutz und Schutt, ihr Werk, räumen sie weg, müssen aber auch bei den Erntearbeiten helfen. Zu Zweien, Dreien unter der Aufsicht des alten Bauern, auf Glitern in größerer Zahl, von Landsturmlenten bewacht, kann man sie beobachten. Ich sah sie aber auch einzeln ohne Bewachung mit der Mähmaschine, dem Pfluge auf dem Felde arbeiten.

Ihr einziger Gedanke ist: chleba — Brot. Es ist, als ob sie mit ewigem Hunger gestraft wären, weil sie Unmengen

wie ein Alp noch auf tausend Gemütern. An manchen Orten ist er viermal gewesen. Nur was unbedingt zum Wohnen und Bergen der Ernte nötig ist, wird hergestellt. Man ist zufrieden. In einer Ecke der Trümmerstatt, wo erhaltene Brandmauern zusammenstoßen, hat man ein kunstloses Dach aus Stroh oder Rappe darübergebaut. In dieser Höhle haust das Weib mit seinen Kindern wie in Urzeiten. Daneben ein paar Haustiere, aus der Not gerettet oder aus dem Innern des Reiches als Spende geboten. Wo Scheunen erhalten sind, nehmen sie wie immer den Garbensegen auf. Wo sie in Schutt liegen, hilft der Nachbar aus, oder die Ernte wird draußen zusammengefahren, sofort mit Maschinen ausgedroschen, gereinigt und an einen sichern Ort geschafft. Dafür sorgt der Staat. Man wird nicht wieder den Fehler des vorigen Jahres machen, wo mangels rechter Voraussicht ein großer Teil der reichen Ernte verloren ging.

Doch wäre es verfehlt, zu denken, daß ganz Ostpreußen nun in Schutt und Trümmern liegt. Es sind immer nur

einzelne Ortschaften verwüstet, und auch diese niemals gänzlich, selbst in den Grenzkreisen nicht. Fernab von den großen Heerstraßen haben viele Bewohner ihr Gut unbeschädigt erhalten, besonders, wenn sie nicht geflohen waren. Das war allerdings stets ein Spiel auf Leben und Tod. Viele haben es gewonnen und profitieren bei den hohen Preisen für Lebensmittel jetzt doppelt und dreifach.

Aber selbst in den zerstörten Ortschaften blüht allmählich wieder neues Leben empor. Auf der hochragenden, kahlen

Giebelmauer einer verbrannten Scheune sah ich ein Storchpaar fröhlich nisten und brüten. Ueber das Gemäuer einer im Vorjahre zusammengeschossenen Dorfschule wuchert heute wilder Wein in dichten, grünen Wellen. Zukunftshoffnung! Der Segen der Felder schafft neuen Mut. Und wenn auch von jenseits der Grenze täglich noch dumpfer Geschützdonner mahnend herübertönt, so ist doch ein rechter Ostpreuße nicht unterzukriegen. Es muß auch hier wieder Frühling werden und schöner als zuvor!

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

„Bruder Walter sieht verdammt mitgenommen aus,“ dachte zur gleichen Zeit William Rose. Viele Sekunden lang blieb dabei sein Blick an den Falten und Fältchen haften, die das Antlitz seines Bruders durchzogen. Lange Zeit auch an den grauen Fäden in Haar und Bart.

Doch ewig konnte dies Schweigen nicht dauern.

„Willkommen in der Heimat, Wilhelm,“ sagte der Ältere. „Ich denke, Du wirst Dich bei uns auch jetzt noch zu Hause fühlen.“

„By Jove! das will ich,“ lachte William lustig. Dann schritt er an der Seite seines Bruders aus dem Bahnhof hinaus auf die Chaussee, auf der man zu Fuß in zehn Minuten Schloß Kranichstein erreichen konnte. Hier blieb William Rose stehen und blickte sich prüfend um.

„Hast Du keinen Wagen hier,“ fragte er gedehnt. Einen Augenblick stockte der andere.

„Es ist nur ein kurzer Weg und ein wundervolles Wetter. Wir können die kurze Strecke wohl gehen. Ich lasse Dein Gepäck nachher von der Bahn holen.“

„Allright!“ nickte der Jüngere und gemächlich schritten die beiden Brüder neben einander über den knirschenden Schnee, vorüber an dunklen Tannen und verschneiten Heden, bis endlich das Schloß vor ihnen auftauchte. Hin und her flog dabei Rede und Gegenrede. Mit kurzen Worten gab William Rose Auskunft. Daß es ihm gut gehe in Newyork, daß er ein florierendes Geschäft besäße und eigentlich nicht nur auf Erholung, sondern auch geschäftlich in Deutschland sei.

Schweigsamer war der Ältere. William Rose ersah aus dessen Reden nur, daß er als Rentier auf Kranichstein lebe.

„Hast Du die Malerei aufgegeben? Warum eigentlich? Es ist doch ganz hübsch, Geld damit zu machen,“ fragte William mit amerikanischer Sorglosigkeit.

Ein bitterer Zug umspielte die Lippen des älteren Bruders.

„So, meinst Du? Einige wenige schöpfen das Fett von der Milch und werden berühmt und reich. Die anderen, die auch etwas leisten, die bleiben im Dunkeln.“

Er kam nicht dazu, seine Gedanken weiter auszuspinnen, denn soeben betrat man die Vorhalle des Schloßchens und nun war es an William Rose, in ein gerechtes Erstaunen zu geraten.

War dieses jugendfrische und jugendschöne Geschöpf dort wirklich die Tochter seines so frühzeitig gealterten Bruders, und jener einfachen beinahe unscheinbaren Frau, die ihm als dessen Gemahlin vorgestellt wurde. Ein solches Juwel besaß sein Bruder und ließ es hier in dieser dörflichen Einöde aufwachsen, wo niemand sich fand, der es zu schätzen wußte. William Rose hielt das geradezu für eine Sünde gegen das junge Blut. Aber er kam nicht dazu, lange darüber nachzudenken.

„Also das ist unser Onkel aus Amerika,“ rief Eva Rosen, während sie ihm die Hand darreichte.

Prüfend betrachtete die junge Dame dabei ihren neuen Verwandten. Sie blickte auf sein jugendfrisches energisches Gesicht, besaß sein reiches Pelzwerk und den feinen englischen Stoff seines Reiseanzuges und schließlich blieben ihre Blicke auf seinem französischen Schuhwerk haften.

Dann sagte Eva Rosen mit gewaltsam erzwungenem Ernst: „Wir haben auch viel von Ihnen gesprochen, Mister Rose.“ Dann aber konnte sie nicht mehr an sich halten und brach in ein unwiderstehliches Gelächter aus. Befremdend blickte William Rose um sich und warf auch einen Blick in den Spiegel, um sich zu überführen, ob irgendwie seine Toilette in Unordnung geraten war. Der ältere Bruder aber warf seiner Tochter einen mißmutigen Blick zu.

„Was treibst Du denn für Unsinn, Eva. Ist das eine Manier, Deinen Onkel zu begrüßen?“

William Rose hatte währenddem einen Blick von Eva aufgefangen. Da blitzte ihm, wenn sie sich jetzt auch auf die

Mahnung ihres Vaters hin gewaltsam zusammen nahm, so viel Schelmerei und Lebenslust entgegen, daß er seinen Unmut völlig vergaß.

„Well my ladies and gentlemen,“ rief er nun seinerseits mit beginnender Heiterkeit, „worüber die junge Dame hier gelacht hat, das werde ich schon herausbekommen. Aber jetzt etwas anderes. Seit wann ist es eigentlich in Deutschland Sitte, Walter, daß eine Nichte ihren Onkel siezt?“

Walter Rosen war einen Augenblick verlegen.

„Weißt Du, Wilhelm, wir haben uns doch so lange nicht gesehen, und für meine Tochter bist Du doch eigentlich ein wildfremder Mensch.“

„Desto notwendiger ist es, daß ich bald gut mit ihr bekannt werde,“ rief William Rose mit ausgelassener Lustigkeit. „Da komme ich armer alter Mann aus meiner amerikanischen Verbannung wieder nach Deutschland, finde eine Nichte vor, auf die ich stolz sein kann und soll sie nicht einmal duzen dürfen. Ausgeschlossen, Walter! Ganz ausgeschlossen! Da könnte ich ja nächstens auch zu Dir „Sie“ sagen. Also machen wir die Sache gleich klar, ehe wir uns an den Kaffeetisch setzen. Ich bin Onkel William und das ist meine Nichte Eva und wir beide sagen „Du“ zu einander.“

Gegen solche Veredsamkeit war nicht anzukommen und leicht errötend schlug Eva Rosen wiederum in die ihr nun auf du und du angebotene Hand.

„Und nun Eva, raus mit der Sprache,“ rief William, während man sich in der Halle um den Kaffeetisch niederließ. „Warum hast Du vorhin gelacht?“

Eva wurde einen Augenblick verlegen.

„Du darfst aber nicht böse sein, Onkel William.“

„Aber ganz und gar nicht! Ich will nur wissen, was los war.“

„Dann höre zu. Wir kannten Dich doch alle noch gar nicht und haben uns den Kopf zerbrochen, wie Du wohl aussehen müchtest. Da fiel mir ein, daß ich einmal auf einer Bühne einen amerikanischen Tramp gesehen habe, so einen mit einer brennend roten Nase. Und als Du nun wirklich da warst, erschien mir dieser Gedanke so widersinnig, daß ich lachen mußte.“

William Rose schmunzelte vergnügt.

„Na, wenn Eure Erwartungen so niedrig gespannt waren, dann muß ich ja einen großartigen Eindruck auf Euch gemacht haben.“

„Hast Du auch, hast Du auch, Wilhelm,“ sagte Walter Rosen, während er sich bedächtig eine Tasse Kaffee einschenkte.

William Rose war bereits den dritten Tag auf Schloß Kranichstein. Er hatte die Zeit dazu benutzt, die Umgebung zu durchstreifen und war mehr und mehr über das Leben und Treiben seines Bruders in Verwunderung geraten. Für ihn, den tatkräftigen Geschäftsmann war es absolut unerfindlich, wie ein gesunder vernünftiger Mensch solch Leben auch nur ein Jahr lang führen konnte, ohne krank oder verrückt zu werden.

Nach dem gemeinsamen Kaffeetisch pflegte sich Walter Rosen in sein Studierzimmer zurückzuziehen und dort bis zur Mittagstafel zu verweilen. Ihn in dieser Zeit nicht zu stören, galt als ein ungeschriebenes Hausgesetz.

William Rose war jedoch prinzipiell nicht der Mann, der irgendwelche Hausgesetze respektierte. Das hatte er ja schon genugsam zum Beginn seiner Laufbahn bewiesen, als er alle väterlichen Ermahnungen in den Wind schlug, und Verhaltensmaßregeln in ihr Gegenteil verkehrte. So konnte ihn die Ehrfurcht vor irgendeiner Stubentüre nur wenig aufhalten.

Dagegen waren triftige Gründe vorhanden, die ihn veranlaßten, zu den Dingen Stellung zu nehmen. Da waren zunächst einige zufällige Andeutungen der Frau Rosen. Obwohl

Frau Klara sich gut in der Gewalt hatte, gelang es ihr doch nicht, ihr Gesicht stets zu einer heiteren Miene zu zwingen. Und die eine oder andere Redewendung hatte William Rose stutzig gemacht.

Mit dem Instinkte des gut trainierten Geschäftsmannes witterte er, daß die Geschäfte seines Bruders Walter ganz sicherlich keine glänzenden waren, daß dort irgendwie etwas nicht stimme.

Und dann kam ein dritter Grund, den William Rose vielleicht selber nicht eingestanden hätte und der dennoch der stärkste war. Und der Grund hieß: Eva Rosen. Das Interesse des Deutsch-Amerikaners für seine junge Nichte war von Tag zu Tag gestiegen. Der Gedanke, daß hier ein junges Menschenleben durch Schuld oder Unfähigkeit anderer in ein freudloses Leben, in ein graues Schicksal gedrängt werden könne, spornte seine Tatkraft am allermeisten an. Und so halb unbewußt einem Zwange folgend, beschloß er, seine Hände in dies Spiel zu stecken.

Seit etwa einer Stunde war Walter wieder in seinem Studierzimmer verschwunden, als William kurz an die Tür klopfte und ohne das herein abzuwarten, die Klinke niederdrückte und eintrat. Es war ein richtiger mittelalterlicher Raum, in dem der Schloßherr sich hier eingesponnen hatte. Hohe Bücherregale an den Wänden, in den Ecken allerlei uralte Globen und Tellurien. In der Mitte des Zimmers ein mächtiger dunkelgebohrter Eichentisch, auf dem allerlei Karten und Bücher ausgebreitet lagen.

Unwillig blickte Walter Rosen von seinem Buche auf.

„Du solltest mir diese kurze Erholungspause lassen, William,“ murmelte er dabei.

Der Amerikaner trat näher und beugte sich über den Tisch, ohne den Einwand seines Bruders zu beachten.

„Geschichte der Feldzüge Tillys in den Jahren 1625–32!“ las er auf einem der Buchtitel. Nachdenklich schüttelte er den Kopf.

„Nette Beschäftigung das! Sage mal, Walter, interessieren Dich die alten Geschichten wirklich derartig, daß Du darüber die Gegenwart vergißt?“

Walter Rosen sah seinen Bruder mit unsicherem Blick an.

„Was soll das heißen, Wilhelm? Ich bin alt genug und brauche keinen Vormund. Im übrigen interessieren mich diese alten Geschichten, wie Du zu sagen beliebst, wirklich sehr. Wenn ich hier auf der Karte den Marschen des kaiserlichen Generals etwa von Magdeburg nach Sachsen und von dort nach Bayern folgen kann, wenn ich mich in seine Pläne und Kombinationen versetzen kann, so vergesse ich darüber alle kleinen Dinge und Sorgen des grauen Alltags.“

William Rose piffte die Melodie des Pankeedoodle und das war stets das Zeichen dafür, daß irgendeine gewaltige Erregung durch seine Seele zog. Mehrere Male ging er an den Bücherchränken hin und her und betrachtete zerstreut die Titel derselben. Dann trat er wieder auf seinen Bruder zu: „Nun höre mich bitte einmal zwei Minuten ruhig an,“ sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich spreche nicht, um Dich zu verlegen, sondern um Dir, wenn es nützt, zu Hilfe zu kommen. Während Du gestern wieder in der Bude hier saßest und nicht gestört sein wolltest, war Herr Mayer aus Erfurt hier.“

Walter Rosen fuhr zusammen. „Warum ist er nicht zu mir geführt worden?“

„Du warst doch dringlich mit Mister Tilly beschäftigt. Dafür habe ich den Mann empfangen und ohne weiteres erfahren, daß es sich um ein Darlehen auf Schloß Kranichstein handelt. Um ein Darlehen auf diesen Besitz, den unser Vater schuldenfrei erwarb und über den hinaus er noch eine ganz ansehnliche Summe hinterließ.“

„Wann kommt der Mann wieder?“ fragte Walter Rosen aufgeregt.

„Borassichtlich gar nicht.“

Walter Rosen wollte aufbegehren. Er fühlte sich durch die Art und Weise verletzt, in welcher der so viel jüngere Bruder ihm hier gegenübertrat. So lange die Brüder überhaupt persönliche Beziehungen gehabt hatten, war ja Wilhelm immer das Nesthäkchen gewesen, ein Kind und später ein junger Brausewind, während sich Walter Rosen bereits als Mann und dem jüngeren Bruder gegenüber durchaus als Respektperson fühlte.

Schon die erste Begrüßung nach so langjähriger Trennung hatte dies Verhältnis gründlich verschoben. Der Mann, der da dem Besitzer von Kranichstein gegenübergetreten war, kam aus einer harten Lebensschule. Und wie das Metall unter den Schlägen des Hammers immer fester und stärker wird, so hatte

auch die Seele von William Rose eine Festigung, sein Geist eine aufrechte Stärke gewonnen, die dem Bruder nicht entgehen konnte.

Aber trotzdem kam es dem Älteren hart an, sich hier die Fehler seines Lebens vorwerfen zu lassen und da er dem zwingenden Blick des Jüngeren nicht standhalten konnte, und eine passende Erwiderung nicht fand, so schlug er die Augen nieder und schwieg.

Eine drückende Pause trat ein. Dann ergriff William Rose von neuem das Wort.

„Ich denke, Walter, ich bin immer noch Dein Bruder, wenn wir uns auch Jahre hindurch nicht gesehen haben. Laß uns diese Last zusammen anfassen. Vielleicht können wir sie gemeinsam heben. Vor allen Dingen aber ist dazu notwendig, daß ich erst einmal völlig klar sehe. Du lebst doch seit dem Tode unseres Vaters ohne besonderen Beruf!“

Walter Rosen stieß einen schweren Seufzer aus.

„Ohne Beruf! — Du weißt ja, daß ich Maler bin. Ein Maler, den die Kritiker wohlwollend besprachen und dessen Bilder kein Mensch kaufen wollte. Glaube mir, ich bin nicht ohne Kampf und Widerstand in meine Lage gekommen. Jahre hindurch habe ich den selbstgewählten Beruf mit meinem Herzblut verteidigt, habe es immer und immer wieder versucht. Aber schließlich bin ich des Kampfes und des ewigen Mißerfolges müde geworden.“

William Rose sah seinen Bruder mitteilend an. Wie er jetzt dessen Gesicht mit den zahlreichen Fältchen und Furchen betrachtete, wie sein Blick auf die grauen Fäden in dessen Haar fiel, da erkannte er wohl, daß er hier einen Kämpfer vor sich hatte, der im Kampfe des Lebens unterlegen war und manche Wunde davongetragen hatte. Walter Rosen aber fuhr mit steigender Erregung fort: „Ich wollte gern jede Arbeit verrichten, sofern sie nur Erfolg bringt. Was mich niedergedrückt und vorzeitig alt gemacht hat, das ist die erfolglose Arbeit gewesen. Du hast wohl immer Erfolg gehabt! Meine Bilder aber hat niemand kaufen wollen.“

„Da bist Du aber gehörig auf dem Holzweg, Walter. Ein anderes Mal will ich Dir von meinen amerikanischen Erlebnissen erzählen. Heute klingt es sehr amüsant, was ich da alles versucht und durchgemacht habe. Damals war mir verschiedentliche Male verdammt ekelig zumute.“

Aber lassen wir das jetzt und sehen wir uns einmal Deine Verhältnisse an.

Wie steht es augenblicklich mit Deinem Vermögen?“

Walter Rosen zuckte die Achseln.

„Gut nicht!“ erwiderte er gedrückt.

„Das glaube ich nun schon beinahe selber. Ich möchte wissen, was Du noch besitzt? — — —“

Walter Rosen schwieg eine geraume Zeit.

„Ich weiß es selber nicht.“

William Rose sagte sich an die Stirn.

„Ja, Herr des Himmels, bekommst Du denn nicht regelmäßig Deine Bankausweise. Es ist doch auf der ganzen Welt Sitte, daß die Banken ihren Kunden jedes halbe Jahr Berichte über den Vermögensstand geben.“

„Ich habe sie auch bekommen, aber es widerte mich an, sie durchzusehen.“

William Rose schüttelte mißbilligend den Kopf. Was er hier vorfand, das übertraf ja seine schlimmsten Erwartungen. Das war ja eine Verzagttheit und ein Mangel an Energie, die bereits an völlige Pethargie grenzten.

„Also wollen wir zunächst einmal die letzten Bankausweisungen durchsehen,“ sagte er dann. „Du hast sie doch hofentlich aufgehoben.“

Zwei Minuten später saß William Rose vor dem großen Tisch, schob die alten Scharfeken mit einer energischen Handbewegung beiseite und vertiefte sich mit wachsendem Interesse in die drei letzten Bankausweise. Eine Viertelstunde hindurch sprach er kein Wort, während sein Bleistift über Ziffernreihen dahinslog, hier etwas anstrich, und dort Notizen machte.

Dann erhob sich der Jüngere.

„Die Sachen sehen folgendermaßen aus, Walter. Du hast noch etwa zwanzigtausend Mark Barvermögen auf der Bank. Bei dem Haushalt, den Du hier führst, wird das vielleicht noch ein knappes Jahr reichen. Dann ist Dein Barvermögen zu Ende.“

Walter Rosen ließ den Kopf mutlos auf die Tischplatte sinken.

„Ich habe solch ein Ende seit vielen Jahren herankommen sehen. Nun scheint es ja bald da zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)

